

## Abgesang auf den Untergang einer alten Welt

## Puntila aus Portugal

José Cardoso Pires: „Der Dauphin“ / Von Werner Ross

Portugal gehört zu den Ländern, deren Sonnenstrände uns davon dispensieren, uns um Weiteres zu kümmern. Eine beständige Sonne und eine ausdauernde Diktatur — so glauben wir zu wissen — produzieren so viel Lethargie, daß uns aus Portugal nichts Gutes, nichts Bemerkenswertes kommen kann. Es ist schon überraschend, in dem Roman eines jüngeren Autors aus Portugal auf ein Zitat aus Enzensbergers „Politik und Verbrechen“ zu stoßen —

José Cardoso Pires: „Der Dauphin“ — Der Roman des heutigen Portugal, aus dem Portugiesischen von Curt Meyer-Clason; Horst Erdmann Verlag, Tübingen/Basel, 1973; 216 S., 19,80 DM.

Die Intellektuellenmilieus von Lissabon sind offenbar recht munter, die Meerstadt öffnet sich nach allen Himmelsrichtungen, der neue Pfarrer liest Teilhard de Chardin. Er fährt außerdem einen Morris, so wie der Ingenieur, die Hauptfigur des Romans, ohne seinen Jaguar nicht zu denken wäre. Wohlstand und Aufklärung haben auch an den Grenzen Portugals nicht haltgemacht.

Selbstverständlich dämpft die Diktatur gefährliche Einflüsse, bekämpft, was sie als „subversiv“ bezeichnet, aber eben damit bietet sie

dem Witz des Autors eine Blöße. Man spielt zum Beispiel das „Spiel vom scharfen Auge“: man wählt ein beliebiges Wort, etwa Jagd oder Arzt, und muß über möglichst wenige Assoziationsbrücken zum Endpunkt „subversiv“ kommen, also: Jagd-Schüsse-Revolution-Subversion, oder Arzt-Wissenschaft-Denken-subversiv. Man kann, man muß sich lustig machen über das „System“, und wenn die Zeitungen zu Tode zensiert werden, so darf man es doch wenigstens sagen: *„In wenigen Minuten ist die Lektüre der Zeitung beendet, und schon sind meine Finger voll bleifarbenener matter Druckerschwärze. Das ist Schweiß, denke ich, der bittere, mühselige Schweiß von ein paar armseligen Bogen Papier, von ängstlichen Redakteuren erzeugt, Bogen, die ganze Ketten von Abteilungen durchlaufen, wo die Schere waltet und Zaudern und Unsicherheit herrschen, bis sie endlich in den schweren Rotationsmaschinen glattgewalzt werden. Wenn man den Daumen am Zeigefinger reibt, fühlt man die Mühsal rinnen, den kaum merklichen Schwamm, der unser Gewissen verkleistert und glattmacht... Die Zensur hat diese Zeitung dermaßen gespült und ausgewrungen, daß sie uns nur noch die Hände beschmutzt.“*

Freiheit, Zensur, Demokratie, Sozialismus — dies könnte ein Thema des Romans sein. Aber die politische Dimension wird zu leicht genommen, das Pathos der „Portugalität“, mit dem die Regierung arbeitet, wird als fade und faule Rhetorik ironisiert: *„Rhetorik ist die Maske der Impotenz.“*

Die Wandlung, die in Portugal und mit Portugal vor sich geht, ist so tiefgreifend, daß Verfassungsfragen durchaus als zweitrangig erscheinen. Was wirklich geschieht, ist ein Weltuntergang. Es stirbt die patriarchalische Welt der stil-

len Dörfer, großen Landsitze, mächtigen Barone. Der Roman vom Dauphin ist der wehmütige, witzige, tragische, groteske Klagegesang auf diesen Untergang.

Der Dauphin, der jaguarfahrende Ingenieur, ist der letzte aus dem Geschlecht der Palma Bravo, die seit Jahrhunderten über die Lagune von Gafeira geherrscht haben. Gafeira gibt es nicht, es ist ein erfundenes Dorf, der Name von „gafo“ (räudlich) abgeleitet. Gafeira steht für die Welt, wie sie war, nicht heil, aber mit ihrer Räude doch auf ihre Weise großartig.

Da war zum Beispiel der alte Palma Bravo, der jeder seiner Geliebten aus dem Dorf ein rotes Kopftuch aus Merinowolle schenkte, so daß schließlich bei der Ernte die roten Kopftücher wie Mohn in den Weizenfeldern tanzten. Doch die Ehemänner von Gafeira suchen ein Gegenmittel. Sie lassen die gleichen roten Kopftücher für alle Frauen des Dorfes kommen, und der Patron, alt und siech, läßt sich verwirrt durchs Dorf tragen, um die Kopftücher zu zählen. *„Plötzlich stieg ein Gekrächz, ein Gerassel aus dem Gerippe des Alten auf, ein so tiefes Röcheln, daß dem Laufburschen und dem Ochsentreiber eine Gänsehaut über den Rücken lief. Todeskampfs fragten beide. Keineswegs. Es war Lachen, Gelächter, das so haltlos wuchs, daß es bald zu einem Getöse aus Schluchzen und Stuhlgang wurde, das im Tal wiederhallte.“*

Solche Kraftakte lassen sich heute nicht mehr reproduzieren. Der Ingenieur ist kein König mehr, nur noch ein Dauphin. Er treibt es zwar immer noch toll mit Saufen und Rasen und Lieben, aber dieser portugiesische Herr Puntila hat schon seinen Knecht Matti, der ihn enteignen wird: den einarmigen Mischling, der ihm als Chauffeur und Mädchen für alles dient.

Zu ihnen gesellt sich als dritte im Lagunenhaus von Gafeira die schöne junge Frau des Ingenieurs, Maria das Mercês. Doch es stellt sich heraus, daß Maria von dem Herrenmenschen keine Kinder bekommt, und das hat es bei den Palma Bravos noch nie gegeben. So kann es nicht anders enden, als daß aus der Lagunen-Geschichte eine düster-blutige Ballade wird: Der Mischling, den der Herr mit der Frau überrascht, muß sterben; die junge Frau flieht ans Meer und versinkt im Sumpf; der Ingenieur taucht nur noch wie ein Schatten in Gafeira auf, er verkommt in Suff und Streit.

Der Ich-Erzähler — als Freund des Ingenieurs und als Jäger an der Lagune zu Hause — forscht dem Geschehen nach, hört die Legende wachsen. Noch ist Gafeira nicht — wie der vom deutschen Verleger beigegebene Untertitel ankündigt — ein Bild des heutigen Portugal, sondern gehört der alten Zeitlosigkeit an, in der alle Fakten zu Sagen gerinnen, zum melancholischen Singsang der „Fados“. Blut und Boden, Mythenklima, aber so unsentimental wie bei Garcia Lorca oder bei den Südamerikanern.

Eine Schlußbemerkung. Diktatur verdummt. Aber sie weckt auch den Widerspruchsgeist und schärft den Verstand. Sie kann Politisches, „Subversives“ unterbinden, aber nicht die mit allen Lagunenwassern gewaschene Poesie.